

IM SOFIOTISCHEN MÄRZWIND

von Yoko Tawada (Berlin)

publiziert in Kooperation mit dem
Projekt *Verbotene Worte*

erschienen in: Sofronieva, Tzveta
(Hg.): *Verbotene Worte: Eine
Anthologie*. München: Biblion 2005
(Marburger Bibliothek 7)

»Das ist eine Marteniza, eine alte, vielleicht thrakische Tradition, die heute noch in Bulgarien gepflegt wird«, sagte eine Dichterin heute zu mir und befestigte ein kleines Anhängsel an meine Jacke. Die Marteniza bestand aus einem roten und einem weißen Faden. Ich war überrascht, weil die thrakische Welt auf einmal ein Teil der Gegenwart wurde, den ich mit eigenen Händen anfassen konnte. Denn das Wort »thrakisch« hatte für mich bis dahin nur in den Büchern von Herodot und Ovid existiert. Die Dichterin erklärte mir, dass man die Marteniza am Ersten März seinen Freunden schenkt, um ihnen Glück und Gesundheit zu wünschen. Die Marteniza wird dann so lange an der Kleidung getragen, bis man den ersten Storch sieht. Dann hängt man sie an einen Baum, der bereits Sprossen trägt.

Am nächsten Tag um zehn Uhr morgens ging ich aus meinem Hotel und entdeckte auf einer Straße einen Baum, der mit roten und weißen Stoffbahnen geschmückt war. Die Streifen, die schmal geschnitten und an Äste gebunden waren, flatterten im Märzwind. Als die Sonne zwischen den Wolken erschien, glänzten sie feierlich und erinnerten mich an tibetanische Gebetfahnen. Sie tanzten sehnsüchtig in der Luft, als wollten sie die Stimmen der Abwesenden empfangen.

Es war schon warm. Vielleicht hing man die Marteniza überall hin, damit der Frühling keinen Menschen, keinen Baum und kein Haus übersah. Der Frühling war zwar noch nicht da, hatte aber die Stadt Sofia einmal angehaucht. Anscheinend hatte er auch schon die Marteniza an meiner Jacke gesehen. Denn ich spürte einen Überschuss an Kraft, ich dachte, ich möchte am liebsten den ganzen Tag durch die Stadt laufen und alle Straßen in Sofia sehen. Am liebsten wäre ich bis in das verführerische Vitoschagebirge, das man hinter der Stadt in der Ferne erkennen konnte, gewandert.

Ich sah eine Baustelle und blieb stehen, denn diese Baustelle sah aus wie eine Ausgrabung. Ein junger Mann kam mir entgegen und fragte mich auf Englisch, ob er mir behilflich sein könnte.

»Nein, danke. Ich wundere mich nur, was das hier wohl ist. Sind das nicht Fragmente von uralten Gefäßen? Dieser Platz erinnert mich an einen Wohnraum aus der Römerzeit.«

Der Mann lachte kurz und sagte: »Das ist sicher etwas aus der Römerzeit. Überall, wo man ein neues Gebäude errichten will, findet man Dinge aus der Vergangenheit. Hier in Sofia ist das nichts Besonderes.«

»Warum baut man kein Museum?«

»Wir haben schon genug Museen. Wenn man überall, wo man etwas Historisches gefunden hat, weitere Museen bauen würde, könnte man kein neues Haus mehr bauen.«

»Mir gefällt die Stadt.«

»Das freut mich. Ich wünsche Ihnen schöne Ferien.«

Es passiert sicher auch woanders, dass man bei Bauarbeiten Reste eines historischen Gebäudes entdeckt. Aber in allen anderen Städten, die ich kannte, lagen die Fundstücke nicht einfach so auf einer Baustelle herum. Ausgrabungsstätten waren immer eingezäunt und mit vielen Erklärungen versehen, während Baustellen durch einen Stahlzaun für Passanten unzugänglich gemacht wurden. Scheinbar versucht man überall so schnell wie möglich eine Trennung durchzuführen, so dass wir immer nur zwei verschiedene Plätze zu sehen bekommen: hier die Baustelle, die den Stadtbewohnern die Zukunft versprechen soll, und dort, eingezäunt, die domestizierte Vergangenheit. Aber in Sofia lässt sich die Vergangenheit nicht so schnell domestizieren. Sie quillt aus dem Boden und liegt überall offen da vor den Augen der Passanten wie ein endloses Angebot. Ich stolperte über einen Pflasterstein, der auf dem Gehsteig lag. Hier und da war ein Stückchen Erde sichtbar. Wahrscheinlich bewegt sich der Boden dieser Stadt heimlich jede Nacht, um die Straßenbefestigung zu durchbrechen und an Gebäuden zu rütteln. Ich spürte eine Spannung zwischen der Stadt mit ihrem massiven Gewicht und der Erde, die sich nicht platt drücken ließ.

Aus dieser lebendigen Erde sprudelte auch reichlich heißes Wasser. Die Quellen waren schon in der Römerzeit bekannt gewesen. Vor dem Gebäude des Sofioter Mineralbads standen die Stadtbewohner mit Trinkgefäßen in der Hand, um sich das besondere Wasser zu holen. Woanders hätte man sofort den reizenden Bau des Badehauses restauriert und daraus eine Touristenattraktion gemacht. Mir gefiel aber gerade das Alltägliche des be-

sonderen Wassers. Die Stadt Sofia hat ihre Fassade nicht zu einer harmonischen Postkarte umarbeiten lassen. Es fehlt nicht an prächtigen, historisch bedeutsamen Bauten, aber sie weigern sich, gemeinsam ein musterhaftes europäisches Stadtbild zu formen. Stattdessen steht jedes Gebäude für sich da, wie ein eigenwilliger Individualist und erzählt seine eigene Geschichte. Die Alexander-Newski-Kathedrale wirft großzügig ihre wellenförmigen Linien in den Himmel; die russische Kirche »Sweti Nikolaj« trägt fünf goldene Zwiebel auf dem eleganten Körper, dessen Farben an Schnee und an junge Blätter erinnern; das ehemalige Parteigebäude versucht, den aufragenden Körper mit seinen dicken Säulen zu stützen, um nicht vornüber zu kippen; das Nationaltheater hat zwar auch ähnliche Säulen, die aber einladend wirken; Wohnhäuser im Jugendstil erinnern an Wien, wo die Architekten, die sie bauten, um die Jahrhundertwende studiert hatten; die größte Synagoge auf dem Balkan, die »Sofioter Synagoge« steht schräg gegenüber der riesigen Moschee »Banja-Baschi-dshamija«, aus deren Lautsprecher das Gebet strömt. Die alte Markthalle ist wegen einer Restauration noch geschlossen, strahlt aber schon eine heitere Atmosphäre aus.

Ich ging in eine eher unscheinbare Gasse hinein. Vor einem Laden stapelten sich dreißig, vierzig Kartons. Zwei Männer waren noch dabei, weitere Kartons aus einem Lastwagen zu holen. Ich sah auf den Kartons chinesische Schriftzeichen und wurde neugierig. Es war der Name und die Adresse einer Firma in Shanghai. Was hatte der Laden aus Shanghai importiert? Man sah durch die Glastür des Ladens einen leeren, gerade renovierten Raum. Anscheinend wollte man den ganzen Laden mit den Produkten aus dieser Lieferung füllen. Ich wartete, bis ein Mann aus dem Laden kam und einen der Kartons öffnete, um den Inhalt zu kontrollieren. Ich sah zahlreiche, kleine, bunte Osterhasen aus Plastik. Die Osterhasen aus China sollten den Frühling empfangen, den die thrakische Marteniza herbeigerufen hatte. Es ist möglich, dass ein Reisender, der in tausend Jahren Sofia besuchen wird, diese Plastikosterhasen in einem Museum besichtigt. Vielleicht wundert er sich gar nicht darüber, dass die Osterhasen in Shanghai hergestellt wurden. Wir wundern uns auch nicht darüber, dass all diese Architekturen, Speisen und Wörter aus der Ferne nach Sofia gekommen sind und hier nebeneinander existieren. In Sofia hat man das Gefühl, dass alle geographischen und zeitlichen Entfernungen relativ sind. Das Wort »Globalisierung« fiel mir dort aber nicht ein, wahrscheinlich deshalb, weil in dieser kulturellen Vielfalt die Vereinigten Staaten abwesend waren, die normalerweise das Bild der Globalisierung mehr bestimmen als der Globus selbst.

Ich stieß zufällig auf ein altes, rundliches Gebäude, das sich zwischen unauffälligen Wohnhäusern versteckte. Eine sehr alte Frau kam hinkend aus dem Gebäude heraus. Ihr Gesicht strahlte. Was hatte sie darin erfahren? Ich ging durch den Eingang hinein. In einem kellerartigen Raum kniete eine andere alte Frau auf dem Boden und betete. Vor ihr stand eine Heiligenstatue. An ihren Füßen lagen kleine Blumen mit leuchtenden Farben. Die alte Frau drückte ihre Stirn auf den Boden. Dann hob sie ihren Kopf kurz hoch und warf sich gleich wieder auf den Boden. Die Frau wiederholte diese Bewegungen im Rhythmus ihres Gebetes. Der halbdunkle Raum war erfüllt von etwas, das ich nicht benennen konnte. Ein moderner Mensch würde das als »intensive Atmosphäre« bezeichnen, ein weniger moderner Mensch wie ich würde sagen, dass es in dem Raum Geister gebe. Später erfuhr ich, dass diese Kirche »Sweta-Petka-Samardshijska« hieß. Sie war unter der Osmanenherrschaft errichtet, als es verboten war, Kirchen höher als Wohnhäuser zu bauen. Mir gefiel aber gerade diese untypische Bauweise. Diese Gebetsstätte machte sich krumm und klein auf dem Boden, nahm die Betenden in ihrem Bauch auf, um sie vor der Außenwelt zu schützen, anstatt mit einem spitzen Kopf in die Höhe zu schießen, um ihre Macht nach außen zu zeigen.

Ich war vor der Nationalbibliothek mit einem Studenten verabredet. Vor mir standen die Statuen der Brüder Kyrill und Method, die die kyrillische Schrift geschaffen hatten. Als der Student auftauchte, sagte ich zu ihm: »Es ist mir sehr sympathisch, dass in dieser Stadt gerade die Erfinder einer Schrift verehrt werden. Dabei waren sie weder Bulgaren noch die Bewohner der Stadt Sofia.«

»Ja. Wir haben keine Nationalhelden, die das Land mit dem Schwert verteidigt haben. Nicht das Schwert, sondern die kyrillische Schrift hat uns gerettet. Wissen Sie, auf wen ich noch stolz bin?«

»Nein.«

»Auf Julia Kristeva, Tzvetan Todorov und Orpheus.«

»Orpheus? Stammt er etwa auch von hier?«

Der Student lachte.

»Na, ja, man könnte es auch so sagen. Er lebte in Thrakien. Dort, drüben ist er in die Unterwelt gegangen.«

Ich blickte in die Richtung, die der Student mir gezeigt hatte.

Nach der Rückkehr aus der Unterwelt war Orpheus von einer Gruppe wahnsinniger Frauen umgebracht worden und besuchte zum zweiten Mal die Unterwelt – dieses Mal offiziell, das heißt, als Toter. Er drehte sich um und blickte zu Eurydike zurück, so oft er wollte, ohne sie zu verlieren. So hat es Ovid in den Metamorphosen erzählt. Für diejenigen, die die Unterwelt schon kennen oder die sich selbst nicht von den Toten abgrenzen, bringt der Rückblick keinen Verlust.

Auch der Rückblick, den man sich in Sofia leistet, hat nichts mit einem Verlustgefühl zu tun, denn die Vergangenheit ist dort nicht vergangen. Sie steht überall offen, zwar in einer veränderten Form, aber sie ist weder weggeräumt noch vermarktet worden.



Yoko Tawada wurde in Tokyo geboren, studierte in Japan und Hamburg Literaturwissenschaft (russische Literatur und neuere deutsche Literatur). Sie schreibt in deutscher und japanischer Sprache. Viele Auszeichnungen, u.a. Chamisso-Preis und der wichtigste japanische Literaturpreis, Akutagawa-Sho; 1999 Max Kade Distinguished Visitor of Massachusetts Institute of Technology; 2000 Poetik-Dozentin in Tübingen; 2001 Writer in Residence, Literaturhaus Basel. Seit 2006 lebt sie in Berlin.

Kontakt: www.tawada.de